

*Berlin während des Krieges.*

patriotisch und von der Polizei verboten wurde). Kurz, wer Musil hören wollte, konnte sie genießen. Und man spendete sie auch unsern selbsttrauen Verwundeten. Wohl das Netteste und zugleich Dankbarste, diese Art von Kunstmacherei! In den Lazaretten — vom eigentlichen Krankenhaus bis zur umgewandelten Kunstakademischen Hochschule in Charlottenburg gibt es hier alle Arten — stellten sich berühmte Sänger, Mimen, Virtuosen ein und auch ganz unberühmte (Wandervögel mit ihren buntbändernden Zupfgeigen), um unsre Tapferen durch Ton und Wort zu unterhalten und zu begeistern. Berlin litt vor dem Krieg an einer Ueberfütterung mit Musik; insbesondere hatte sich das Musikaffeehaus zu einer wahren Best entwickelt. Eine nach der andern dieser goldbrunten, mit Galerien und Loggien versehenen Gaststätten hatte sich im Westen, zumal auf dem Kurfürstendamm und der Tauentzienstraße, aufgetan. Man verübte dort schon nachmittags Musik und des Abends und des Nachts bis zur zweiten Stunde. Es gab schmetternde Orchester, wimmernd-schmachtende (auch Zigeuner) und verrückte, wie das jenes „Miser Meisborge“, der mit Händen, Kopf und Füßen dirigierte und aus der Watura eine blödsinnige Hymnastik machte. In den großen Augusttagen vererbte das stark. Man zog auch diese Künstler ein — und das Publikum streifte zunächst. Jetzt wird zwar gottlob weniger, aber doch wieder lustig darauflosgezeigt. Nur setzt die Polizei den Nachtbumlern (siehe, o Paris — bei uns gibt es noch solche!) um 1 Uhr den Stuhl vor die Tür. Alle Wirtschaften ohne Ausnahme haben diesen für Berlin ganz ungewöhnten

nierung und mit einer gegliederten „Egmont“-Darstellung entgegen. Mit einigen älteren Lustspielen bezwischen hielt Direktor Barnowsky, den man deswegen auch vom Kriegsdienst befreite, wacker durch. Dieser junge Bühnenleiter hat sich schnell in die vorderste Linie gestellt. Alles glückt ihm, sagen die einen. „Wie Glück stößt und Verdienst verketten“, sagt Goethe, der ebensoviele vom Theater wie vom Leben verstand. Auch in der Konzertwelt merkte man eigentlich wenig vom Weltkrieg. Die Flut dieses Ozeans flog zwar nicht ganz so hoch wie sonst. Dieser oder jener jüngere Sänger schoß seine Patronen im Graben ab, statt im Konzertsaal seine hohen Kopftöne; mancher Virtuose paukte auf den Rufen statt auf dem Klavier herum. Die ernste und die Kirchenmusik kamen mehr zu ihrem Recht als sonst. Die meisten Konzerte standen unter dem Zeichen des Roten Kreuzes. Und urplötzlich wachte die Hausmusik früherer Generationen, schon auf das Mittelteil musikalischer Eigenbrötler beschränkt, wieder zu neuem Leben auf. Dasselbe wird ja aus Wien und auch vom Reich her berichtet. Jemand ein Öbner (meist Öbnerin) mit den nötigen Mitteln und dem Heim dazu ladet Künstler ein, die umsonst probuzieren (zuweisen aber auch unterstützt werden), und jene Leute, die die Auszeichnung der Einladung bezahlen können und wollen. Allen ist geholfen: dem Roten Kreuz oder der Volksküche, den mitwirkenden Künstlern, der feineren Kammermusik und den Herrschaften, die überall dabei gewesen sein müssen. Man hat das auch einfacher, billiger und populärer gemacht und dazu gestrichelt — man hat es mit Tee und Schlaghahn gemacht (bis diese un-

sparengelust. Er ließ vorher eine Rundfrage ergeben, freilich ein wenig überflügerweise, ob man Schafspeare jetzt überhaupt spielen dürfe. Natürlich bejahte das alle Welt. Die Gassen- und Schwantentheater brachten schnell fertig gezimmerte „feldgraue“ Stücke, in denen Mann oder Vater oder Söhne oder alle zugleich in den Krieg ziehen und alle Feinde im Couplet verpöhlen und besiegen. Das „Deiner Theater“ mit seinen „Extrablättern“ und „Zimmer feste druff“ im Hollendorfsplatztheater haben da wohl den Vogel abgeschossen. Unmählich lebte auch der gewöhnliche Spielplan der Bühnen wieder auf. Auch für das Lustspiel fand sich wieder ein Publikum, das in harmloser Selbsterheit die aufgeregten Nerven abspannen wollte. Nur die französischen Schwänke, diese längst schal gewordene, abgestandene Kost der pikanten Saucemischer von Paris, sie waren mit einem Schlage hinweggesetzt. Jahrzehntelang hatte das Residenztheater, im alten Zentrum der Jüdenstadt gelegen, die schellenfappengeschmückte dramatische Trilogie Frankreichs geschwungen mit und unter unsern komischsten Komiker Richard Alexander. In die Stadtbahnbogen nahe der Friedrichstraße hineingebaut, hatte ihm seit Jahren mit etwas feinerer Kost der Abel Hermann, Donat und Capus das Trianontheater Konkurrenz gemacht, das Geschäftstheater unfres bekanntesten Bühnenverlegers. Beide Bühnen haben sich nur dem deutschen Schwan und dem Rosseningspiel gewidmet — und siehe da, es ging auch so!

Das Lessingtheater (Otto Brahm's letzte Missethäter) kam der aufs Große gerichteten Stimmung mit „Peer Gynt“ in großzügiger Insze-